

# Der Martinitag im Weinlande

Der Spätherbst hat seinen Einzug gehalten in die Dörfer des Weinlandes. Der kalte „böhmische Wind“ reißt die letzten fahlen Blätter von den Bäumen und Sträuchern und treibt mit ihnen ein tolles Spiel. Manchmal hüllt ein dichter Nebel Berg und Tal ein und läßt die milde Herbstsonne nicht durch. Krähen fliegen krächzend durch die absterbende Natur und verkünden den kommenden Winter.

In diese Zeit fällt das Martinifest, das früher ein kleiner Feiertag in den Landgemeinden war. Dieser alte Schutzheilige war bei unseren Ahnen neben Georg und Michael sehr beliebt; galt er doch dort als ein tüchtiger Reitersmann, der auch gegen die Armen sehr mildtätig war; denn seinen Mantel teilte er mit einem frierenden Bettler, den er auf einsamer Straße traf.

Die ältesten Kirchen im Weinlande - Ernstbrunn und Mistelbach - sind diesem Heiligen geweiht, dessen Kurzform im Volke Mert heißt.

Mit dem Martinitag beginnt der Winter; denn der erste Schnee deckt die Höhen, so daß die Ahnen mit Recht sagten „Martin kommt auf weißem Roß geritten“. Viele sehen in dieser Gestalt Züge des germanischen Gottes Wodan. Zu Martini hörte früher der Weidebetrieb auf. Nicht mehr trieb der Hirte die Tiere auf die Gemeindeweide. Sie blieben von nun an im Stall. Der Hirte trug nach altem Brauch die Martinigerten (einen Birkenzweig oder Wacholderast, der mit bunten Bandeln und Mascherln geschmückt war) in die Bauernhäuser; soviel Knospen die Gerte hatte, soviel Ferkeln sollten dem Bauern im kommenden Jahre beschieden sein. Wacholder und Birke galten als Sinnbild der Fruchtbarkeit, die jeden Hexenzauber vom Bauernhause abwehren. Die Martinigerte war also ein Segenswunsch, mit dem der Hirte sein Arbeitsjahr bei den Bauern der Gemeinde abschloß. Im Sonntagsgewand erschien er beim Gottesdienst in der Dorfkirche und holte sich den Martinisegen. Von den Bauern erhielt er Wein, Mehl, Schmalz u. dgl. für den kommenden Winter. Mit dem Hirten gingen alle jene Arbeitskräfte vom Bauernhof, für die man keine Beschäftigung mehr hatte. Mit einem Segenswunsche verließen sie den Hof und hofften, im Frühjahr wieder eingestellt zu werden.

Die Fischerei in der March und Thaya wurde nach Martini nicht mehr ausgeübt. Die Fischer von Bernhardsthal, Rabensburg und Hohenau erschienen in Lundenburg, wo sie dem Herrn von Liechtenstein ihren Dienst reichten. In Mistelbach konnten die Bewohner bis Martini aus fremden Gemeinden Wein einführen, soviel sie wollten. Nach dem 11. November war es strenge verboten; die Herrschaften führten die Kellerschau durch, kontrollierten die Weinmenge und verglichen sie mit dem Zehent, ob nicht ein Betrug geschehen war. Mancher Bauer hatte sich vor der Lese von einem ungarischen Händler zwei bis drei Schweine gekauft, die er durch die Dörfer zum Verkaufe trieb. Das Geld holte er sich nach alter Sitte um Martini, wenn der Bauer einen Wein verkauft hatte; denn an diesem Tage war der Wein „frei“; nun sprach man auch beim Anstoßen der vollen Gläser den Segenswunsch „Prost“ oder „Zur Gesundheit“ u. dgl. Vor Martini ist es nicht erlaubt, anzustoßen und „Prost“ zu sagen. In Walterskirchen kamen die Bauern in den Kellern zusammen, um den

Heurigen zu kosten; „Martinikosten“ hieß diese Sitte. In Hohenau feierten die Bewohner den „Martinikirntag“; es war dies eine Art Weinlesefest.

Früher lieferten die Gemeinden zu Martini der Herrschaft das „Richterfutter“ und den „Vogthafer“. Dies war eine Abgabe für den Schutz, den sie als „auswärtige Grundholden“ (=die einem anderen Herrn gehörten) ihrem Beschützer oder Vogt reichten. Wetzelsdorf gab 82 Metzen Hafer, Ebersdorf a. d. Z. 22, Obersulz 87, Loidesthal 99 Metzen.

Zu Martini mußten alle Steuern, Zinse und herrschaftlichen Abgaben gezahlt werden, soweit sie nicht zu Michaeli in Ordnung gebracht waren; so gab Loidesthal noch 1822 nach Wilfersdorf 600 fl. Robotgeld. Da entwickelte sich ein lebhaftes Treiben in den Schloßräumen und in dem weiten Hof, in dem Bauern, Dorfrichter und Fuhrleute warteten. Die Beamten liefen hin und her, schrieben die Abgaben ein, prüften sie, rechneten und fertigten die Leute ab. Wohlgefällig betrachtete der Amtmann die Mastschweine, welche der Müller mit Schrot und Kleie für die Herrschaft füttern mußte. Zu Martini gab er sie ab und erntete eine Anerkennung für die fetten Tiere.

Wo noch Immerkühe in einer Pfarrgemeinde waren, mußten die Bauern, die solche hatten, mit dem Geistlichen verrechnen; in Hohenau zählte man 1654 zwanzig Immerkühe, in Bernhardsthal fünfzehn; die Besitzer reichten zu Martini dem Pfarrer Wachs, Butter oder Geld.

In manchen Dörfern wurde das Pantaiding abgehalten, bei dem jeder Bewohner Klagen und Beschwerden Vorbringen konnte. Die langen dunklen Nächte waren besonders geeignet für Volksgerichte; da erhielten geizige Bauern, Prozeßhanseln, Trunkenbolde, Störenfriede u. a. Missetäter, die man beim Pantaiding nicht verklagen konnte, eine ernste Rüge; so geschah es in Erdberg, wo vermummte Burschen dieses Richteramt ausübten, deren Name geheim blieb. Zu Martini mußten im Felde die Zäune umgelegt und die Weinstecken herausgerissen sein. Die Zeichen der verbotenen Wege hatten die Feldhüter weggenommen. Die Felder und Wege waren von nun an frei.

Der Bauer suchte seinen Pelz, seine Fäustlinge und schaute beim Schlitten nach, ob er in Ordnung sei; die Feldgeräte waren gereinigt und aufgehoben bis zum Frühling, wo man sie brauchte. Die Bäuerin gab Moos oder Sägespäne zwischen die Fenster, damit die Kälte nicht so stark eindringe.

Von Martini an mußte die Dorfpolizei zur Nachtzeit für Ruhe und Sicherheit sorgen; dazu war jeder Hausbesitzer verpflichtet, wenn der Gemeindediener die Hellebarde ihm überbrachte.

Zum Martinitag gehörte ein Gänsebraten, Kraut und ein Glas Wein. Der Bauer betrachtete beim Mittagstisch aufmerksam das Brustbein der Martinigans; war es hart und rot, so kam ein strenger Winter. Wenn es aber weich und weiß war, so deutete es eine milde Zeit an. Wehte zu Martini der Wind, so hoffte man auf eine reiche Ernte im nächsten Sommer. Trübes Martiniwetter verkündete große Kälte. Weil der Bauer mit der Ofenheizung in der Stube begann, so pflegte man zu sagen:

„St. Martin setzt sich mit Dank

zum warmen Ofen auf die Bank.“

Schmiede, Wagner und Sattler holten sich vom Bauern einen „Martinitrunk“; es war dies ein Wein, der das Band der Hofgemeinschaft festigen sollte. Denn auch die Handwerker gehörten neben den Arbeitskräften zur großen Bauernfamilie, die an diesem Tage so recht zum Ausdruck kam.

Als noch um Falkenstein und Feldsberg Flachs gebaut wurde, begann zu Martini die Spinnarbeit. Mädchen und Frauen holten die Spinnräder vom Dachboden und begannen am Abend nach dem Essen ihre Tätigkeit. Alte Spinnstubenpoesie! Sie ist längst verklungen und vergessen. An diesen Abenden entwickelte sich das stille sinnige Familienleben des Bauernhofes, das ein Segen war für alle, die sich um des Lichtes gesellige Flamme versammelten. Da fanden die alten Volksmärchen, die Sagen und die Geschichte des Dorfes eine Pflegestätte, da ertönte das Volkslied, da übte man die alten bäuerlichen Kraft- und Geschicklichkeitsspiele, da entfaltete sich jene gemütsvolle Bauernkultur, die dann im Weihnachtsfeste ihren Höhepunkt fand.

In Katzelsdorf besteht die Sitte des Weinaufblasens. Ein Hauer bläst mit dem Tupfer beim ersten Fass im Keller Luft in den Wein. Damit gießt er einen Vollen heraus, füllt die Gläser und stößt mit jedem Gast an, wobei er „Gesundheit“ sagt. In Gaiselberg kommen die Bauern in Keller, kosten den Heurigen, bestimmen den Preis und loben den besten. Martiniloben heißt der Brauch.

Veröffentlicht in:

„Der Winzer“, Dezember 1946, Nr. 12, S. 7 + 8

„Österreichische Weinzeitung“, Nr. 21, 10. 11. 1965, S. 140